

Eine Anleitung zum Zuhören

KUNST Der Dresdner Künstler Mario Pfeifer, der heute in Berlin und New York lebt, fragt mit einer Videoarbeit: Was ist los in Sachsen?

VON SARAH ALBERTI

„Die CDU sollte sich weiter rechts orientieren. / Die AfD ist zutiefst unsozial. / Wir wissen doch, wohin dieses völkische Denken geführt hat. / Die wirklich teuren Flüchtlinge, sind Steuerflüchtlinge.“ – Im Sekundentakt werden neue Zitate auf den Fußboden der Galerie für Zeitgenössische Kunst in Leipzig projiziert. Kaum kommt man hinterher, sie zu lesen. Der Beamer im Nacken wirft den eigenen Schatten auf den Zitaten-teppich und macht zu Beginn der Ausstellung „Explosion“ von Mario Pfeifer deutlich: Es geht ums Hier und Jetzt. Welche politischen Aussagen dringen derzeit über welche Kanäle zu uns

Die Antworten sind erstaunlich präzise. Die Interviewten hoch konzentriert – so wie man selbst

durch? In welchem Kontext werden sie veröffentlicht und: Wer entscheidet darüber? Über die Kopfhörer, die es am Eingang gegen ein Passdokument gibt – und dies ist keine kuratorische, sondern eine rein institutionelle Geste –, tönt ein Jingle in Dauerschleife, der an die Seriosität von Nachrichten tödende Hintergrundmusik erinnert.

Für seine erste umfassende Einzelausstellung ist der 1981 in Dresden geborene Pfeifer nach Sachsen zurückgekehrt, nach Leipzig, wo er sein Kunststudium bei Astrid Klein begonnen hatte. Es folgten Stationen in Berlin, Frankfurt am Main und Los Angeles, inzwischen lebt er

in Berlin und New York. Sechs Videos aus den vergangenen sieben Jahren verdeutlichen nun sein Kerninteresse: Menschen, ihr Verhalten in verschiedenen Gesellschaften und die Frage: Was hält sie zusammen?

Zehn Wochen verbrachte er auf Feuerland, um dort lebende Yagan zu porträtieren. Der Film läuft auf drei Leinwänden und kombiniert Landschaftsaufnahmen mit Fotomaterial aus den 1920er Jahren, dazu kommen aktuelle Aufnahmen von der Fließbandarbeit in einer lokalen Meerestierefabrik, die einem Fischgeruch in die Nase treiben. Pfeifers Arbeiten thematisieren Religion, Ideologie und immer wieder Arbeit. Drei spirituelle Führer und deren Praxis in Brasilien stehen neben einer jungen Inderin, die sich die Augen lasern lässt, um ihren Marktwert zu erhöhen – je makelloser, umso höher die Mitgift. Die Grenze zwischen Inszenierung und Dokumentation ist nur schwer zu ziehen, vieles kommt im Gewand eines Musikvideos daher. Für ein solches haben drei Rapper einen Text über die Lage in den USA verfasst, und Pfeifer drehte parallel in einer Waffenfabrik. Seine Filme sind inhaltlich komplex – dankbar blättert man durch das notizheftgroße Booklet, das nötiges Kontextwissen liefert.

„In welcher Art und Weise kann diese spezifische Arbeitsweise des Künstlers in der politischen Situation in Sachsen Anwendung finden?“, so fragt der Ausstellungsbegleiter auf Seite drei. Pfeifer hat in der *New York Times* zuerst von den Protesten in Dresden gelesen. Und nun, im September 2016, eine Arbeit „Über Angst und Bildung, Enttäuschung und Gerechtigkeit,

Protest und Spaltung in Sachsen/Deutschland“ produziert. Auf zwei Plasmabildschirmen sieht man nix als Köpfe. Talking Heads von Frauen und Männern: Viermal so groß wie in real sitzen sie einem gegenüber und reden. Über Pegida. Über den Osten und den Westen. Über Selbstausbeutung. Über Tarifverträge. Darüber, dass 50 Stunden Gemeinschaftskunde im Leben eines sächsischen Schülers zu wenig sind. Darüber, dass die *Sächsische Zeitung* bewusst mit dem Pressekodex bricht und die Nationalität von Straftätern nennt – auch um deutlich zu machen, dass diese nicht nur aus dem Ausland kommen. Neun engagierte Bürger hat Pfeifer zu einem je 80-minütigen Gespräch

gebeten und befragt: Wie sie sich heute an die Wende 1989 erinnern. Wie sich Bürger bilden können. Welche Rolle die Medien spielen.

Die Antworten sind ungeschnitten und erstmalig präzise. Die Interviewten hoch konzentriert – so wie man selbst. Pfeifer ist weder Dokumentarfilmer noch Journalist noch politische Kommentarmaschine. Er ist Künstler, der rezeptionsästhetische Entscheidungen, wie die, den Namen der Interviewpartner nicht zu nennen oder nur seine eigenen Fragen herauszuschneiden, wohlüberlegt hat. Wer da spricht, soll zweitrangig sein – vielleicht erkennt man Autor und Psychoanalytiker Hans Joachim Maaz oder

Ex-Pegida Mitorganisator René Jahn. Wichtiger als die Person und ihr Hintergrund ist das gesprochene Wort.

Und so sitzt man da und hört zu. Überlegt, auf welche Frage gerade geantwortet wird. Schaut auf Haare, Ohrringe und schlechte Zähne. Schaut manchmal weg, weil einem diese Köpfe einfach zu nahe kommen. Erschrickt über so manchen Argumentationsverlauf. Freut sich, dass sich die ein oder andere eigene Gehirnwindung in eine andere Richtung dreht, eigene Argumente stärker und schwächer werden. Man will widersprechen oder zurückschulen, um sich kluge Aussagen zu notieren. Über neun Stunden läuft die Arbeit – eine physische Herausfor-

derung, noch dazu weil die Galerie maximal sechs Stunden täglich geöffnet hat. Auch deshalb wird Pfeifer das gesamte Material noch online stellen.

Am Ende des Videoparcours sieht sich der Besucher wieder mit der auf den Boden projizierten Zitatenammlung konfrontiert, die zu dieser Neuproduktion gehört. Ein wenig arg didaktisch kommt sie im Gegensatz zum Video daher, das es auch allein vermag, Gegenwart nebeneinanderzustellen und so zu appellieren: daran, mediale Vermittlung kritisch zu hinterfragen. Komplexität auszuhalten. Und vor allem: zuzuhören.

■ Bis 8. Januar 2017, Galerie für zeitgenössische Kunst Leipzig



Mario Pfeifer, Videostill aus „#Blackivist“, 2015 Foto: gfkz Leipzig

Oper des schwulen Begehrens

KINO Der Spielfilm „Théo & Hugo“ von Olivier Ducastel und Jacques Martineau erzählt von Homosexualität im 21. Jahrhundert realistisch und nuancenreich

In der ersten Einstellung von „Théo & Hugo“, dem neuen Film des französischen Regieduos Olivier Ducastel und Jacques Martineau, verschwindet ein Handy in der Socke eines älteren Mannes, der außer Schuhen nichts mehr am Körper trägt. Eine beinahe zufällige filmische Geste, die aber treffend darauf verweist, was in den nächsten 18 Minuten des Films passieren soll: Es folgt eine in ihrer Inszenierung betörende und visuell berausende Orgienszene im Keller der Pariser Cruising-Bar L'Impact, in der vieles aus der Alltagsrealität nicht mehr vor- kommt. Frauen, Kleidung, Handys und Sprache spielen für ei-

nen langen, magisch gefilmten Moment keine Rolle mehr.

Obwohl der Film die Zufallsbegegnung zweier Männer, Théo und Hugo, in den folgenden knapp 100 Minuten in Echtzeit und an realen Pariser Schauplätzen erzählt, scheint das Raum-Zeit-Kontinuum hier noch aus den Angeln gehoben zu sein: Ein Clublied geht ins nächste über, während die in rotes und blaues Licht getauchten Männerkörper eine von den Regisseuren minutiös choreografierte Oper des Begehrens auf-führen, wie man sie im Kino wohl so nicht gesehen hat: Der Sex scheint real, immer wieder sehen wir erigierte Penisse

und wandeln mit verschiedenen Beobachtern und Teilnehmern des Treibens durch die Katakomben des Clubs, der immer mehr zur Theaterbühne der beiden Hauptfiguren wird. Théo und Hugo verlieben sich ausgerechnet in dem Moment ineinander, als beide mit anderen schlafen; während ihre Körper rhythmisch die Männer unter ihnen penetrieren, kommt es zum ersten Kuss. Eine provozierender, wunderschöner Moment. Dann beide Männer im gleißend weißen Licht, als Hel- den aus dem Ensemble herausgeschält, bevor wir mit Théo und Hugo die Treppen emporsteigen und in den menschen-

leeren Straßen im nächtlichen Paris landen. Der erste Handgriff zurück in der Wirklichkeit gilt dem Handy.

Wie kann es nach so einem klimaktischen Beginn nun aber überhaupt weitergehen? Ähnlich kompromisslos wie wir von Ducastel und Martineau in diese sexuelle Utopie hineingezogen werden, endet der Flirt mit der überraschenden Wendung, dass Hugo HIV-positiv ist und Théo beim Sex kein Kondom benutzt hat, womit auf mehreren Ebenen ein neuer Film beginnt.

Wie in Andrew Haighs „Weekend“ und inspiriert von Filmen der Nouvelle Vague, erzählt „Théo & Hugo“ einen Kosmos,

der für die filmische Zeit nur aus zwei Personen zu bestehen scheint und gerade dadurch eine besondere Intensität entwickelt. Der schnellen Entzauberung der Nacht und der Konzentration auf den jeweils anderen folgen dann teilweise improvisierte Begegnungen mit Dritten im Krankenhaus, in der ersten Métré oder beim Imbiss. In diesen Szenen mutet der Film mitunter didaktisch an, wenn es im beinahe dokumentarischen Duktus sehr detailliert um Präexpositionsprophylaxe nach ungeschütztem Sex oder um Frankreich als Migrationsgesellschaft oder das Rentensystem gehen soll. Von den Auftritten frem-

der Figuren einmal abgesehen verdichtet sich „Théo & Hugo“ aber in seinen kleinen Beobachtungen und Nuancen zu einem äußerst realistischen Porträt schwulen Begehrens im 21. Jahrhundert. Es geht um Verletzlichkeiten und Unsicherheiten im Kennenlernen, um das Private, das im öffentlichen Raum immer auch politisch ist, und letztlich um die Frage, wie es in der Realität nach einer magischen Nacht im Darkroom weitergehen kann.

TOBY ASHRAF

■ „Théo & Hugo“. Regie: Olivier Ducastel, Jacques Martineau. Mit Geoffrey Couët, François Nambot u. a. Frankreich 2016, 97 Min.

ANZEIGE

Konzepte des Familiären in der zeitgenössischen Kunst **kunstpalaïs**
24.09. – 27.11.16 Erlangen

DICKER ALS WASSER

u. a. mit:
Candice Breitz
Simon Fujiwara
Nan Goldin
Johannes Paul Raether

gefördert durch **KULTURSTIFTUNG DER BUNDES** **Kulturfonds Bayern** **Kunst** mit freundlicher Unterstützung von **wts**

BERICHTIGUNG

In unserer Buchmessen-Autoren-gespräch-Analyse haben wir leider den Namen des geschätzten Schriftstellers Bov Bjerg („Auerhaus“) falsch geschrieben: Bjerk. Klingt wie die isländische Sängerin Björk. „Klingt schwedisch“, sagt übrigens in „Star Trek: Der erste Kontakt“ Lily Sloane, als Captain Picard sie mit den Borg vertraut macht. Dabei kommen die so wenig aus Schweden wie Bov Bjerg – sondern sind im Grunde einfach Cyborgs, die im Eigennamen auf das „Cy“ verzichten. Klingt cooler. Unser Fehler war natürlich nicht cool.

UNTERM STRICH

Zwei Äbtissinnen des Brandenburger Klosters Stift zum Heiligengrave werden heute mit der „Silbernen Halbkugel“ des **Deutschen Nationalkomitees für Denkmalschutz** ausgezeichnet. Geehrt werden die aktuelle Leiterin **Erika Schweizer** und ihre zu Jahresbeginn als Äbtissin verabschiedete Vorgängerin **Friederike Rupprecht**. Brandenburgs Ministerpräsident **Dietmar Woidke** gratulierte und meinte nach Angaben der Staatskanzlei, ihnen beiden sei die „Erhaltung eines echten Juwels“ zu verdanken.

Das **frühere Zisterzienserinnenkloster Heiligengrave bei Wittstock** wurde 1287 gegründet und gilt als eines der besterhaltenen Klöster in Brandenburg. 1549 nahmen die Nonnen im Zuge der Reformation die evangelische Kirchenordnung an. 1740 wurde das Kloster von König Friedrich II. zum Damenstift umgewidmet. Mit dem Preis ausgezeichnet werden Einzelpersonen, die sich in besonderer Weise für den Erhalt von Denkmälern einsetzen.

Nach **siebenjähriger Sanierung** für rund 35,6 Millionen

Euro ist das **Herzog-Anton-Ulrich-Museum in Braunschweig** seit gestern wieder für Besucher geöffnet. „Mit dem neuen Museum besitzt Niedersachsen eine Perle unter den Kunstmuseen Deutschlands“, sagte die niedersächsische Kulturministerin Gabriele Heinen-Kljajic. Museumsdirektor Jochen Luckhardt nannte die Neueröffnung „ein Jahrhundertereignis“ in der Geschichte des Museums, das 1753 gegründet wurde und als **ältestes in Kontinentaleuropa** gilt. Auf 4.000 Quadratmetern sind nun 4.000 Werke zu sehen.